

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 9

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]
Autor: Möschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635318>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 9 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 4. März 1922

Breite und Tiefe.

Don Friedrich Schiller.

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hät' ge'n was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlaft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stoiz des Waldes, den Baum.

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möslein.

9

In der zufälligen Häuslichkeit, die das Wagenabteil vorstellte, fühlte er sich nachgerade wie daheim. Man freundschaftete sich mit den Mitreisenden an. Mit wohlwollenden Blicken begann man, langsam tastete man sich aneinander heran. Und siehe: wenn nach ein paar Stunden ein neuer Reisender eintrat, so wurde er schon gemeinsam gemustert, man fühlte sich als Bekannte einem Fremden gegenüber. Da kam beispielsweise eine Dame mit einem großen Paket. Ein Blick leisen Spottes, lächelnden Einverständnisses glitt von einem zum andern. Er half ihr, die Bürde, die so gar nicht zu ihr paßte, ins Neß zu befördern. Eigentlich aber meinte er mit seiner Freundlichkeit das junge Mädchen, das ihm seit Osnabrück gegenüber saß. Ob sie eine Westfälin war, wer konnte es wissen? Und das Mädchen, diese Westfälin oder Rheinländerin oder Hamburgerin oder was sie sein mochte, verstand, was er meinte. Sie merkte die Huldbigung, die er ihr indirekt erwies, und nahm sie mit einem Lächeln entgegen. Ach, es war ja so hübsch, sich als Engel und höchst vollkommene Menschen zu geben, als Erlöste und Befreite. Für eine kurze Zeit wenigstens, mit mehr Freiheit als gewöhnlich, weil man sich ja nicht kannte und sich bald wieder trennen würde.

Er zeigte ihr die Gegend, obwohl sie auch ohne seine Führerschaft sehen konnte, was vorüberflog, und er ihr außer dem Hinweise auf das Neuerliche nicht das geringste erklären konnte. Aber Worte wie: Sehen Sie dort das Haus, dort den Turm, dort den Berg, waren trotz ihrer Selbstverständlichkeit merkwürdig bedeutungsvoll. Sie hatten einen vielsagenden, deutlich mitschwingenden Unterton. Fast klangen sie wie verkappte Liebesworte. Und sie tat wie er und zeigte ihm einen Bach... Sie schauten beide, als ob sie nie einen Bach gesehen hätten, und fühlten sich dabei merkwürdig eins geworden. Stundenlang saßen sie so beisammen. Schließlich wartete er fast auf einen Unglücksfall. Oder daß er ihr wenigstens den Schirm aufheben dürfte, es brauchte ja nicht gerade ein Unglücksfall zu sein. Es war ja schon hübsch, ihr ein Butterbrot verschaffen zu dürfen oder eine Flasche Selterswasser, die neueste Zeitung.

Wie gut war nicht die Welt eingerichtet, sagte er zu sich selber, als sie ihm in Hamburg gestand, daß sie noch bis nach Kiel mitfahren würde. Die Atmosphäre wurde immer wohliger. Wußte denn ein Fremder, der eben einstieg, ob sie verheiratet waren oder nicht? Ob sie Ringe trugen oder nicht, konnte er nicht beurteilen, sie hatten Handschuhe

an. Von denen, die in Dsnabrück neben ihnen saßen, war niemand mehr im Wagen. Man konnte sich ganz gut als Mann und Frau ausgeben, nicht wahr?

Von Kiel an wurde es langweilig. Sie war ausgestiegen, hatte ihm die Hand gegeben, gelächelt und war dann von einem Herrn in Empfang genommen worden, mit dem sie Arm in Arm verschwunden war. In einem schlechten Schiffe fuhr er nachts nach Dänemark hinüber. Als er endlich Kopenhagen entgegenfuhr, trat ihm der Zweck seiner Reise wieder näher. Die Spannung, die geruht hatte, begann wieder zu wirken. Der Tunnelbau war der Firma noch nicht gewiß. Die neueste Mitteilung von Christiania hatte gemeldet, daß es sich vor allem um den engeren Wettbewerb mit einer schwedischen Firma handelte. Ihr Vertreter hatte zwar die Gefahr als eine geringe hingestellt. Man sei in Norwegen von altersher nicht gut auf die Schweden zu sprechen. Aber es mußte doch mit den leitenden Männern der Eisenbahngesellschaft verhandelt, alle Vorzüge der auf reicher Erfahrung und sorgfältigem Studium beruhenden Pläne ins rechte Licht gerückt werden.

Als Hans Steiner recht müde in Christiania ankam, hatte sich die Lage zu ihren Ungunsten verschoben.

„Die Sache ist aussichtslos,“ sagte der Vertreter.

„Und vor drei Tagen telegraphierten Sie, der Auftrag sei so gut wie sicher!“

„Ich habe die Sachlage falsch beurteilt,“ sagte der Norweger. „Ich werde mich in Zukunft mehr mit der Politik abgeben müssen. Die jüngsten Annäherungsversuche zwischen Schweden und Norwegen, die ich nicht ernst genommen habe, sind unversehens sehr bedeutungsvoll geworden. Man spricht wieder von Skandinavien; der Umstand, daß einer schwedischen und nicht einer ausländischen Firma die Ausführung des Tunnels übergeben wird, ist der erste offensichtliche Erfolg der neuen Strömung. Gewissermaßen eine skandinavische Tat im Sinne der neuen Anschauungen.“

Ja, dieses Ereignis sei politisch sehr interessant und werde von den größten Wirkungen sein, versicherte der norwegische Vertreter Hans Steiner. Aber was half das? Das Geschäft war mißglückt, und als ein recht enttäuschter und geschlagener Pionier würde er wohl zurückreisen müssen. Er versuchte es zwar mit Unterredungen und hielt ausführliche und gutbegründete Vorträge im Direktorium der Bahn. Aber der Beschluß war gefaßt und nicht mehr zu verwerfen. Ein neuer nationaler Stolz und ein neuer patriotischer Wille sprachen aus ihm.

Recht bescheiden zog Hans Steiner wieder in die Stadt Basel ein. Es war doch schön, eine Heimat zu haben. Sie hatten es ihn in Norwegen trotz aller Freundlichkeit genügend fühlen lassen, daß er ein Ausländer sei. Die Unterredung mit seinem Chef war unerfreulich. Es schien sich ja offenbar so zu verhalten, daß nicht Fehlerhaftigkeit und schlechte Eignung der Pläne am Mißerfolge schuld gewesen waren. Aber es blieb doch etwas an Hans Steiner als dem Leiter der ganzen Arbeit hängen. Wenn die Pläne vielleicht noch besser gewesen wären, wenn eine noch billigere Offerte möglich gewesen wäre, so wäre es vielleicht nicht ausgeschlossen gewesen, daß schließlich der skandinavische Gedanke der Versuchung der Geldersparnis doch noch zum Opfer gefallen wäre.

Hans Steiner war nicht guter Laune, als er abends das Bureau verließ. Der Chef war ungnädig, die Kollegen hatten ihm die Niederlage gegönnt. Eine vielwöchentliche Arbeit war umsonst getan worden. Gedanken, Mühe, viele Tage und Nächte — alles war jetzt für immer in einem Wust von Papieren unnützlich vergraben.

Er hatte demnach nicht die leisesten Liebesgedanken im Sinne, als er unversehens mit Martha und Rösli zusammentraf. Etwas verwirrt und aus der Fassung gebracht, gelang es ihm nur mühsam, die Gedanken vom norwegischen Mißerfolg zurückzuholen und in eine der Begegnung angemessene Fassung und Haltung zu bringen. Aber schließlich war er doch so weit und grüßte höflich nach beiden Seiten hin, stellte die Mädchen einander vor und marschierte dann zwischen ihnen der Rheinbrücke zu. Was für ein teuflischer Zufall mag die zwei zusammengebracht haben, fragte er sich, während er mit ein paar nichtsagenden, freundlichen Worten, die sowohl für die rechte als auch für die linke Seite gelten konnten, den Atem nicht ausgehen ließ.

Es hatte gar keinen teuflischen Zufall gebraucht, um die beiden Mädchen zusammenzuführen. Der Rheinweg war ja schon ziemlich lange her Marthas Abendspaziergang geworden, und daß auch Rösli sich ganz entschlossen dorthin verirrt hatte, beruhte in Gefühlen, die sich aus Trotz, verletzter Eigenliebe und etwas Abenteuerlust zusammensetzten. In einem Anfall von Zorn hatte sie alle Briefe des Malers verbrannt, dadurch die Trennung noch schärfer und tiefer gemacht und sich jeden Rückweg versperrt. Sie wußte zwar immer noch nicht recht, was sie wollte, als sie dem Rhein entlang geschritten war. Das einzige Deutsche in ihrem Willen war das: er — und damit meinte sie Franz Blumer — muß nicht meinen, daß ich feinetwegen Tränen vergieße. Fällt mir nicht ein. Ich brauche ihn ja gar nicht. Ich frag ihm ja gar nichts nach. Wie sehr in diesem Gefühle immer noch Liebe versteckt lag, kam ihr nicht zum Bewußtsein. Als sie Martha angetroffen hatte, war sie bloß erstaunt gewesen über ein paar große Augen, die sie, wie es ihr schien, haßerfüllt anblickten, hatte aber dann gleichgültig die Toilette der Begegnenden gemustert und war ahnungslos weitergegangen. Martha aber hatte in diesem Augenblicke erfahren, daß nun erst der rechte Kampf beginnen mußte, und sie hatte sich geredt und siegesgütig ihre Gedanken gesammelt, zum äußersten bereit. Dieser entschlossene Wille aber gereichte ihrer äußern Erscheinung zum Nachteil, denn es gab ihr etwas Finsteres, Drohendes und Abstoßendes, nicht dazu geeignet, den trübfinnigen, enttäuschten Ingenieur fröhlich zu machen. Rösli aber kam leichtfüßig wie immer daher. Daß man durch Gedanken niedergedrückt werden konnte, davon wußte sie gar nichts. Sie besaß die schöne Gabe Gottes, immer ein reines Gewissen zu haben. Darum war sie eben die Freude des Welt, ein Trost derer, die vor lauter Gewissenhaftigkeit nie ein gutes Gewissen hatten. Auf Marthas Gesicht war eine stumme, strenge Forderung zu lesen, durch Röslis Antlitz aber wäre auch ihr größter Schuldner nicht an seine Verpflichtung erinnert worden. Hans Steiner begann denn auch ganz allmählich zu spüren, daß die rechte Trostsonne auf der linken Seite schien, wo Rösli ging, und daß auf

der rechten Seite bloß eine unangenehme, vielleicht sogar recht verdrießliche Aussprache auf ihn wartete. So begann er denn unwillkürlich, seine Worte an Rösli zu richten, sie bekamen Inhalt und Farbe, und je mehr ihm seine Zuhörerin mit rascher Antwort, mit Lächeln, mit Reden und kurzen Ausrufen der Verwunderung auf den rechten Weg half, desto beredter wurde er und begann seine Reise zu schildern, als sei sie die allerschönste Bergnügungsreise gewesen und hätte mit dem allerbesten Effekte geschlossen. Martha aber wurde stiller und stiller. Gerade weil in ihr die Worte, die laut werden wollten, sich drängten, konnte sie so großer Fülle auf offener Straße, im Beisein der andern, die Lippen nicht mehr öffnen, aus Furcht, etwas zu sagen, was ihre Angst, ihre Demütigung, ihre Verlassenheit offenbaren möchte. Aber während die beiden andern fröhlich miteinander sprachen, wuchs in ihr ein fester Entschluß.

„Der Kölner Dom steigt aus dem Morgendunst wie eine Fesselspitze,“ sagte Hans. „Er ist mir bloß etwas zu stachlig, er hat Tausende von Zadentürmchen, die drohend gegen den Himmel stehen wie tausend Sägehaie.“

Rösli lachte, Martha aber dachte: Meine Mutter ist nach Locarno verreist und wird erst morgen zurückkommen.

„Hamburg, oh, Hamburg! Vom Eisenbahnwagen aus sieht man tausend Maße hinter schwarzen Schuppen und riesigen Magazinen. Man denkt an Woermann-Dampfer und Ostindienfahrer!“

Rösli sah ihn ganz andächtig an aus lauter Sehnsucht nach fernen Ländern. Martha aber dachte: Heute abend kommt mein Bruder sicher nicht zum Nachtessen, denn er ist ja heute früh nach Lyon gefahren.

„Was für eine Reiselust packt einen auf dem Meere, wenn man die Dreimaster vorübergleiten sieht,“ sagte Hans. „Es gibt keinen schöneren Ausdruck der Bewegung als diese Segelschiffe mit den spitz nach vorn gespannten Focksegeln, die die Luft schneiden wie Pflugmesser.“

Rösli sah die Dreimaster wie wirklich vor sich und dachte dabei: Ich glaube wahrhaftig, ich liebe ihn, diesen Tunnelbohrer! Sie merkte nicht, daß sie am meisten in diese Segelschiffe verliebt war, die mit ihren Focksegeln — was Fock wohl bedeuten mochte — die Luft durchschneiden wie Pflugmesser. Martha aber dachte: Die Magd ist heute in der neuapostolischen Gemeinde. Sie hat mich ja nach dem Mittagessen gefragt, ob sie hingehen dürfe, es predige einer aus Afrika.

Hans Steiner sprach von Kopenhagen: „Die roten Briefträger geben der Stadt eine ganz besonders festliche Farbe. Merkwürdig, was so ein paar Briefträger ausmachen können, wenn sie rot gekleidet sind. Denken Sie sich Basel mit roten Briefträgern, vielleicht auch mit roten Polizisten. Man würde ja meinen, zur Zeit der Renaissance zu leben. Es würde ganz sicher einen Einfluß auf die Art und Größe unserer Lebensfreude ausüben! Auch auf die gewerbliche Tätigkeit! Und würde wohl die Anzahl der Selbstmorde vermindern!“

Rösli lachte laut auf beim Gedanken so farbigen Straßenlebens. Marthas Stimme klang deshalb um so ernster und dunkler, als sie sagte: „Herr Steiner, möchten Sie uns heute abend nicht besuchen? Mein Bruder würde Sie gerne wieder einmal sehen. Und meine Mutter hat auch

erst gestern gesagt: Warum läßt sich der Ingenieur Steiner nie mehr bliden!“

Hans wollte mit einem verlegenen „Danke“ ablehnen. Aber dann dünkte es ihn auf einmal, ein Besuch möchte das Beste sein, um seine nachlässige Art, die er ihr gegenüber gerade jetzt wieder bewiesen hatte, gut zu machen. Gerade weil ihm Rösli so wohl tat, war er um so mehr geneigt, auch Martha etwas Liebes zu erweisen. Sie hatte es ja wahrhaftig nicht verdient, daß er sie schlecht behandelte. Nun war er über die Rheinbrücke gegangen, ohne ein Wort mit ihr zu wechseln. Was mußte sie von ihm denken?

„Gerne, Fräulein Zumbunner,“ sagte er deshalb. „Aber sind Sie auch sicher, daß ich nicht zur unrichtigen Zeit komme?“

„Ganz sicher, Herr Steiner!“

„Gut denn, auf Wiedersehen, Fräulein Geiger,“ sagte Hans Steiner, was für Marthas Ohren allzu freundschaftlich klang. Um so gemessener war ihr eigener Abschiedsgruß: „Leben Sie wohl, Fräulein Geiger.“ Sie hätte ebensogut sagen können: Leben Sie auf ewig wohl, Fräulein Geiger. Es wäre nicht deutlicher gewesen.

Die Beiden schritten langsam der Sebelstraße zu. Es wurden nicht viele Worte gewechselt. Hans Steiner erkundigte sich nach dem Befinden des Bruders, der Mutter, sogar der Magd und erhielt jeweilen kurzen Bescheid. Da verstummte auch er.

Sie traten in das stille, vornehme Haus.

„Darf ich Ihnen Hut und Mantel abnehmen,“ sagte Martha. „Sie müssen entschuldigen, unsere Magd ist heute abend nicht zu Hause.“

Dann komme ich also doch recht ungelegen, dachte Hans, und begann sich zu verwundern, daß sie ihn eingeladen hatte.

„Wie ich sehe, ist auch mein Bruder noch nicht zu Hause — und die Mutter auch nicht,“ sagte Martha etwas mühsam, „wollen Sie vielleicht inzwischen mein Zimmer anschauen? Sie haben es noch nie gesehen, nicht wahr?“

Sie ist ja ganz verlegen, daß mein Besuch zu so unrichtiger Zeit gekommen ist, dachte er. Ihre Einladung war sicher nur eine Höflichkeitseinladung, und ich hätte sie ebenso höflich ablehnen sollen. Aber da er jetzt nicht einfach wieder verschwinden konnte, sagte er: „Mit Vergnügen, Fräulein Zumbunner,“ und ließ sich von ihr den Weg weisen.

Als sie in ihrem Zimmer standen, sagte sie mit dem Mute eines Märtyrers, der sein todbringendes Glaubensbekenntnis ausspricht: „Mutter und Bruder werden heute überhaupt nicht nach Hause kommen.“ Die Frage aber, die aus seiner überraschten Miene sprach, beantwortete sie mit einem leisen: „Ist es nicht genug, daß ich zu Hause bin?“

Da geschah ihm, was einem Blinden geschieht, der sehend gemacht wird durch den Finger eines Wunderkräftigen. Er schaute Martha in ihrer ganzen Schönheit und spürte die Größe ihrer Liebe. Wie ein Kletterer die Arme um einen Baum wirft, so umfing er sie, die sich wie hilfessuchend an seine Brust drängte. Und die Decke mit gipsernen Rosenkränzen wölbte sich über die beiden, wie sich der Himmel gewölbt hatte über die ersten Menschen, und die braunvertäfelten Wände lächelten milde und verzeihend wie vor Jahrtausenden die Palmen des Paradieses.

(Fortsetzung folgt.)